

Der gestiefelte Kater oder das alternative Leben

Autor(en): **Kaufmann, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **69 (1982)**

Heft 6

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-528495>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der gestiefelte Kater oder das alternative Leben

Franz Kaufmann

Charles Perrault¹ erzählt in einem seiner Contes de ma mère l'oie (1695) das Märchen vom gestiefelten Kater. Einem Müllerssohn fällt, nachdem die beiden Älteren Mühle und Esel erben, als dürftiges Erbteil der Kater zu.

Kein Wunder, dass er mit seinem Schicksal hadert. Nicht nur weiss er sich gegenüber seinen Brüdern wirtschaftlich benachteiligt; so wie die Dinge liegen, können die beiden andern zusammenspannen und den väterlichen Betrieb in relativer Sorglosigkeit weiterführen. Er aber ist ausgesondert und zur Einsamkeit verurteilt. Er wird selbst sehen müssen, was aus ihm werden soll, und seine Entscheidungen wird er bald zu fällen haben.

Das benachteiligte dritte Kind ist ein beliebtes Märchenmotiv. Tröstlicherweise ist sein Schicksal meist gar nicht so hart, wie es auf den ersten Blick erscheint. (Aschenbrödel; Dummling)

Gesucht: ein Held

Normalerweise ist der Dritte der Märchenheld, um dessen Schicksal es einzig geht, während die andern Figuren nach erzählerischem Bedarf aufgenommen und fallengelassen werden. Hier haben wir den seltsamen Fall, dass der gestiefelte Kater zum Titelhelden wird, obwohl es immer um das Schicksal des Jungen geht. Wir haben also zwei «Helden» oder vielmehr, die beiden Figuren meinen zwei Aspekte ein und derselben Person.

Wer ist der Kater?

Dieses und manche Züge des Handlungsablaufs weisen darauf hin, dass die Katze eine andere Seite des Ichs darstellt, mit der der Junge in einer Art «participation mystique» verbunden ist. Es handelt sich wohl um das, was die Griechen den «Daimon» des Menschen, die Römer dessen «Genius» nennen: die innere, zumeist noch unbewusste Zielkraft (Entelechie), die zugleich den Willen und das Vermögen dessen symbolisiert, wozu der Mensch berufen ist. Die Katze wäre somit auch Schattenfigur, d.h. sie symbolisiert jene Aspekte der Persönlichkeit, die noch unbewusst und un-

bewältigt sind und mit denen der Mensch sich auseinandersetzen muss.²

Märchen können nur eine eindimensionale, unperspektivische Welt darstellen. Diesseits und Jenseits stehen fraglos nebeneinander. Inneres Geschehen wird auf die physische Erscheinungswelt projiziert: der innere Weg wird zur Wanderung. So werden in unserem Fall die beiden seelischen Teilbereiche als zwei getrennte Figuren dargestellt. Die Darstellungsweise erinnert an die präkolumbianischen Skulpturen bei San Agustín, bei denen einzelne menschliche Figuren von einem zweiten Ich in Tiergestalt überragt werden. «Im Märchen erscheint die Schattenfigur... häufig in Tiergestalt, und diese pflegt wider Erwarten des Helden ihm zu Werten zu verhelfen, die er ohne die Tierhilfe niemals hätte erlangen können.»³

Dass die zweite Figur ein Kater ist, darf uns nicht erstaunen. Der Platz, den die Katze in der Welt der Symbolik einnimmt, ist beeindruckend. In der persischen Tradition bekommt der, der eine schwarze Katze quält, es mit seinem eigenen hemzâd zu tun. Hemzâd aber ist der Geist, der zugleich mit dem Menschen selbst zur Welt kommt, um ihm schützender Begleiter zu sein. Die Pawness-Indianer Nordamerikas «wissen» um Pffiffigkeit, Beobachtungsgabe und Erfindungsgeist der Wildkatze, *die ihre Ziele immer erreicht*. Dieselbe Gabe des magischen Scharfblicks veranlasste Medizinmänner Zentralafrikas, ihre Medizintaschen vorzugsweise aus dem Fell der Wildkatze zu verfertigen. Und Kambodschaner pflegten bei Dürre Hausprozessionen mit einer gefangenen Katze vorzunehmen, weil sie ihr magische Kraft zutrauten, das lebenspendende Wasser fliessen zu lassen.⁴

Die Versuchung

Unser noch namenloser Junge erliegt beinahe der Versuchung, die Katze, seine innere Stimme, zu vermarkten. Tatsächlich rechnet er sich den möglichen Gewinn aus: wenn er sie tötet, hat er eine kleine Weile von ihrem Fleisch zu leben, und aus dem Fell will er sich einen Muff schneiden lassen. Er lebt unsere

eigene Erfahrung vor, dass nämlich das Aufgeben des innern Weges kurzfristig vorteilhaft erscheint. Charakter ist nicht immer gefragt, und mit Fleisch und Muff weiss der Junge, woran er ist...

Bevor er seine Entscheidung trifft, meldet sich der Kater zu Wort. Er spricht den Jungen an, denn er hat einen An-Spruch anzumelden. Er stellt ihm in Aussicht, dass es sich lohnen möchte, ihn am Leben zu lassen. Dies allerdings nur, wenn er bereit ist, auf ihn zu horchen, zu ge-horchen, ja in Wichtigem der Katze die Führung zu überlassen. Auch muss er dem Kater Stiefel besorgen, d.h. er muss ihn *gehen lassen*, ihm Raum, Aktionsradius gewähren. Zugleich wird der Kater durch die Stiefel ein unabhängiger Herr. Bei den Alten war Schuhwerk noch ein Zeichen der Freiheit. Sklaven hatten im alten Rom barfuss zu gehen. Zumindest vorübergehend gewährt der Müllerssohn der innern Stimme, dem Unbewussten, nebst dem Gehör auch eine eigene Wirkautorität. Er lässt sich auf den Handel mit dem Kater ein. Wie, wenn er anders entschieden hätte?

Viele junge Menschen spüren heute, dass man nicht ungestraft die Stimme des Herzens schlachtet und dem Verstand wie der Gier nach dem Haben erlaubt, sich aller Lebensbereiche zu bemächtigen. Zerstörungen und innere Verarmung sind offenbar. Nachdem sie sich längere Zeit leiten liessen von dem, was *man* tut, lassen sie sich auf das Ungewisse eines alternativen Lebens ein und entscheiden sich gegen das Sichere, Materielle, Kurzschlüssig-Rationale. Die Katze wird aus dem verfügbaren, vermarktbareren Objekt zum partnerschaftlichen Subjekt, das sie auf dem Abenteuer des innern Werdens begleiten wird. Wie, wenn er anders entschieden hätte? Nun, Katzen lassen sich nicht so leicht töten. In der muselmanischen Tradition hat die Katze sieben Leben, und man darf dies wohl in unserm Zusammenhang so deuten, dass, solange wir leben, eine Besinnung auf alternative Lebenswahl möglich bleibt.

Der Name

Der vom Kater angesprochene Bursche ist noch *niemand*. Sein inzwischen gestiefler Kater aber macht sich gleich an die Arbeit.

Doch er leistet sie vorerst völlig unabhängig, und für den Müllerssohn geschieht noch nichts. Er muss sich in seinem Vertrauen bewähren.

Innert kurzer Zeit, ohne dass er es merkt, bekommt er einen Namen und wird dadurch jemand in den Augen des Königs. Der Kater ging nämlich mit Geschick und Eifer auf die Jagd, und das erlegte Wildbret bringt er dem König als Geschenk des Marquis de Carabas. Damit erringt er dessen Wohlwollen für seinen Herrn. Der Doppelsinn des Vorgangs ist auffällig: der Name drückt von dem aus, was der innern Bestimmung des Jungen entspricht, etwas Höherem, Edlem (der Name ist ja *adelig*), und dies geschieht nicht in Beziehungslosigkeit, sondern eingebunden in die Überantwortung des Jungen an einen Höhern, den König. Damit ist die Gefahr nabelschauender, ichtsüchtiger Selbstverwirklichung gebannt.

Warum Carabas? Bolte meint, er leite sich ab von *char à banc* und bezeichne den vornehmen, im Wagen fahrenden Herrn.⁵ Wahrscheinlicher ist eine andere Deutung. Das arabische *baraka* bezeichnet den übernatürlichen Schutz, wie er den Marabu zugeschrieben wird. Ein Marabu aber ist ein Mensch, der sich der Verwirklichung des inneren Lebens und der lehrenden Weitergabe religiöser Haltung widmet. Der Franzose sagt: *avoir la baraka*, Glück haben. Carabas entspricht der genauen Umkehrung dieser Silben und könnte Glückspilz oder Glückseliger, vom Schutzgeist Geleiteter heissen. Wer viel mit Jungen zu tun hat, erlebt nicht ganz selten überraschende Charakterwandlungen: Luftbusse, die unversehens einen schönen Lebensernst darleben; Klotzige, die fast über Nacht manierlich werden und unser Wohlwollen erzwingen (alles Gewesene ist vergessen); Wetterfahnen, die eines Tages wissen, was sie wollen. Und wenn es nicht nur ein Strohfeuer war, haben sie sich bald *keinen Namen gemacht*.

Namensänderung meint Abschiednehmen von Bisherigem (wie es Mönche tun) und kann, wie jeder Abschied, weh tun und zugleich erlösend sein. Wer tief den Gefühlen nachspürt, die sich mit dem eigenen Namen verbinden, kann die Verfälschung unseres Namens mit unserem Empfinden nachvollziehen. Stolz und Hoffnung, aber auch kränkende Erinnerung brechen wieder auf.

Das Bad

Das Unbewusste weiss mehr als das bewusste Ich, und es vermag die ihm zugehenden Informationen zu unseren Gunsten einzusetzen. Dies allerdings nur, wenn wir hinhorchen. Unser Kater hat vernommen, dass der König eine Ausfahrt an den Fluss plant. An diesem Angelpunkt der Geschichte lädt er den Burschen ein, seinem Rat zu folgen und zu gegebener Stunde im Fluss ein Bad zu nehmen, «et ensuite me laisser faire». Er fügt sich. Der Kater aber ruft, als der König naht, für seinen Herrn, den Marquis, um Hilfe und lässt dessen ärmliche Kleider verschwinden. Der König verfügt seine Diener zur Hilfeleistung und lässt von seinen eigenen königlichen Gewändern holen, als er vom Kater erfährt, des Marquis Kleider seien gestohlen worden. Der Junge zieht sie an, und zum adeligen Namen ist ein fürstliches Gewand gekommen.

Noch war der Kater tätig, aber das Bad versinnbildlicht die Reinigung des Ichs. Das Bisherige ist abgestreift, und wie beim Taufritus meinen die neuen Kleider den neuen, gereinigten Menschen. Die Nacktheit hat ihn zur Selbsterkenntnis gezwungen, zur «nackten Wahrheit». Scheinbar tut alles der Kater, aber die Blösse zwingt den Jungen zur Annahme seiner selbst, und diese Wahrhaftigkeit steht wohl an der ersten Biegung jeden Weges nach oben. Dieses «Erkenne dich selbst!» des delphischen Tempels fördert viel Bitteres zutage. Die Wahrheit, die da aufbricht, hat einen ganz andern Charakter als das Lügen des Katers. Es geht nicht mehr darum, zu sagen, was wahr ist, sondern der zu sein, der man ist, um der zu werden, der man sein könnte und sollte.

Aufbruch

Vom König zur Prinzessin in die Karosse geladen, darf der Marquis die Ausfahrt mitmachen. Er beginnt damit seine (innere) Wanderschaft, wie sie Märchenhelden häufig tun. Sein Weg nach oben, zum Adel, hat ja erst begonnen. Zum Marquis fehlen ihm noch Land und Schloss. Beides besorgt ihm der Kater. Er bedroht Mäher und Schnitter und nötigt sie, dem König auf Anfrage zu bestätigen, die Ländereien, die saftigen Wiesen und üppigen Felder, an denen er vorbeifahre, gehörten dem Marquis de Carabas.

Den Leser mag die derbe Nötigung zur Lüge abstossen. Aber sie beschreibt die unwiderstehliche Macht des Unbewussten, seine Verführungskunst und Verführungsgewalt über die Dinge, auch seine Voraussicht, denn noch sitzt im entfernteren Schloss der Menschenfresser, der bisherige Gutsbesitzer, und wenn es nicht gelingen sollte, ihn zu überwältigen, würde alles als Lug und Trug entlarvt. Dem Marquis beginnt sein Lohn zuzukommen. Sein Verdienst ist es, das Wagnis durchzustehen, nichts zu tun und sich vertrauensvoll der inneren Führung zu überlassen. Tatsächlich überwindet «das Tier in ihm Schritt für Schritt (Mäher, Schnitter, Zauberer) die böse Macht, die im Besitz aller Güter war und sie – gleich seinem verstorbenen Vater – ihm nicht zukommen liess».⁶

Die Angst

Der Kater eilt der königlichen Kutsche voraus ins Schloss des Menschenfressers. Er fragt ihn, ob es wirklich wahr sei, dass er sich in ein grosses Tier verwandeln könne. Der Oger bestätigt es und wird zum Löwen. Nun bekommt es der Kater mit der Angst zu tun und gibt ihr nach. Er entflieht auf das Dach, wo er wegen seines unangepassten Schuhwerkes abzustürzen droht. Doch er ermannt sich, steigt nochmals hinunter, stellt sich dem Ungeheuer erneut und fragt es, ob es sich wirklich auch in ein kleines Tier wie eine Maus oder Ratte verwandeln könne. Der Schlossherr bleibt auch diesen Beweis seiner Macht nicht schuldig. Der Kater aber frisst das Mäuschen auf.

Vertrautes verlassen, anders werden macht immer Angst. Angst ist die letzte, entscheidende Probe vor der Erreichung des neuen Lebensniveaus. Kleinere Ängste waren für das Ich des Jungen wohl vorausgegangen: die Angst um die weitere Bewältigung seiner Existenz vor der Einsamkeit, vielleicht auch davor, dem Kater zu vertrauen. Mag sein, dass er gar wasserscheu war. Und auch die Fahrt in der Karosse war ja voller Gefahren. Wer wusste, wie das noch enden würde mit seinem angeblichen Adel?

Die eigentliche Angstprobe aber hat der Kater, haben tiefere Schichten der Persönlichkeit durchzustehen. Die Inbesitznahme neuer Lebensbereiche zwingt dazu, sich mit dem Vergangenen und mit dem, was noch nicht ganz

uns angehört, auseinanderzusetzen: Auseinandersetzung mit dem Schatten und der Anima. Und wo zwei den gleichen Platz beanspruchen, wird es eng. Und Angst kommt ja von Enge.

Es überrascht, dass selbst der stolze Kater zuerst nachgibt. Er weicht aus. Das ist nicht nur tröstlich, sondern auch lehrreich. Solange das Tier so gross ist, ist ihm nicht beizukommen. Der Kater trifft schnell eine Entscheidung. Zwischen dem Risiko hinunterzufallen und dem des Aufgefressen-Werdens stellt er sich der Angst.

Trotzdem: es gäbe eine andere Möglichkeit, nämlich in der Angst sich festsetzen und immobilisieren zu lassen. Auf dem Dach zu bleiben scheint auf kurze Frist die sicherste Lösung. Den Dauerzustand der Angst anzunehmen, ist eine lebensbedrohende Versuchung. Die Angst frisst sich ein. Wir geben ihr Autonomie und Freiheit preis. «Angst entstellt das Antlitz des Menschen», sagt Kommissar Ode in einem seiner Filme. Doch trotz dieser Warnung bleibt auch wahr, dass es in unserem Leben Ängste gibt, die wir allein nicht angehen können und sollen. Hier gilt es dann wohl, sich der behutsamen Führung eines Kundigen anzuvertrauen.

Unser Kater lässt sich nicht festnageln. Er tut das, was die Angst am ehesten «vertreibt»: er stellt sich ihr nochmals. Und eben bei (oder dank) dieser erneuten Konfrontation erweist sich die aufgeblähte Löwenangst als mäusechenklein. Und dieses Mäuschen kann der Kater auffressen. Ihm, dem ehemals furchterregenden Menschenfresser, gehörte das Land. Er und sein Herrschaftsbereich werden buchstäblich einverleibt. Was ES war, ist ICH geworden. Neue innere Regionen sind erschlossen. Macht über bisher fremdbeherrschte, dem Ich noch nicht verfügbare und zugängliche Seelenlandschaften ist gewonnen.

Das Happy-End kennen wir: der Marquis heiratet die geliebte Königstochter, Sinnbild des Glücks und der eigenen Seele, die ihm nun ganz gehört. Der neue Königssohn wird herrschen; der Kater amtiert – bei Grimm – als Minister. Bei Perrault jagt er Mäuse, wenn es ihm gerade gefällt. Er hat seine Führungsaufgabe erfüllt. Das Ich hat seine Machtbefugnisse erweitert. Das Unbewusste aber bleibt «bei Hof», es ist hoffähig geworden. Dies meint jenen Zu-

stand relativer Ausgeglichenheit und Offenheit (Durchlässigkeit?) zwischen Bewusstem und Unbewusstem.

Die neue Haltung

Und doch bleibt am Ende der Geschichte für uns Macher, für den homo faber, ein Missbehagen zurück. Wie und Wieso kommt der Faule zu solchem Glück? Wo bleibt die Gerechtigkeit, oder, nachdem die anfängliche Ungerechtigkeit behoben ist: warum wird das Glück nicht erarbeitet, erkämpft?

Unser Unbehagen ist Ausdruck eines rationalistisch-männlichen Welt-Bewältigungsideals, das uns lehrt, durch eingreifendes Verändern zu wirken:

«Gleichgültig, wird es besser, wird es schlimmer,

Er hört nicht auf, das Dasein umzuschmieden. Ihr ist es wie ein zugeworfener Faden... (Hebbel⁷) Ge-horchen, Sich-Aussetzen, Verzicht auf Verplanen, Überlassen an die innere Führung, Aufbruch in einen ungewissen Weg: Ausdrücke für eine fremd gewordene, demütige, «weibliche» Haltung der Sanftmut. Die Sanftmütigen aber werden das Land besitzen, lehrt die Bergpredigt. Was dem Jungen geschieht, oder was er an sich geschehen lässt, seine Leistung, ist in einem sehr umfassenden Sinn die Integration des gegengeschlechtlichen Seelenanteils, der Anima. Nur um den Preis dieses Ärgernisses des Nichtstuns geschieht das Wesentliche:

«Es ist nicht notwendig, dass du aus dem Hause gehst. Bleib bei deinem Tisch und horche. Horche nicht einmal, warte nur. Warte nicht einmal, sei völlig still und allein. Anbieten wird sich dir die Welt zur Entlarvung, sie kann nicht anders, verzückt wird sie sich vor dir winden.» (Kafka⁸) Und St-John Perse schreibt es tröstend seiner besorgten Mutter: «Ma plus grande force, personne ne s'en doute, est dans mon détachement secret et dans mon manque total d'ambition – contrairement à tout ce qu'on pensera toujours de moi. Ne vous faites donc pas de souci pour mon avenir: la vie me comblera toujours, malgré moi, de tout ce que je ne lui demande pas. C'est la règle en ce monde.»

Reifen ist kein transitives, «zielendes» Verb. Der gestiefelte Kater wäre die Lehrparabel einer Mens-Liberation-Bewegung.

Anmerkungen

¹ Die Frage, welches der Anteil des Perrault-Sohnes Darmancour bei der Entstehung der Contes war, sei hier ausgeklammert. Sie wird ausführlich erörtert in: Soriano, Marc, Le dossier Charles Perrault, Hachette 1972, S. 314 ff sowie in der Einleitung zur kritischen Ausgabe der Contes von G. Rouger, S. XIII ff. Editions Garnier 1967.

² Vgl. dazu: von Beit, H., Symbolik des Märchens. Versuch einer Deutung, Francke, Bern 5 1975 S. 197 ff.

³ von Beit, a. a. O., S. 197.

⁴ Dictionnaire des Symboles, Seghers 9 1973, Bd. I S. 337–340.

⁵ Bolte, J., Polivka, G., Anmerkungen zu den Haus- und Kindermärchen der Brüder Grimm, Olm, Hildesheim 1963, S. 329.

⁶ von Beit, a. a. O., S. 198.

⁷ Mann und Weib. Lyrische Gedichte von Friedrich Hebbel.

⁸ Kafka, F., Betrachtungen über Sünde, Leid, Hoffnung und den wahren Weg.

Zur Reform der Schülerbeurteilung – Alternativen und Projekte

Max Gross

«Die Fragwürdigkeit der Zensuren»
 «Zeugnisnoten und Zeugnisangst»
 «Notenprobleme nicht gelöst»
 «Qual der Notenwahl beenden»
 «Noten im ersten Zeugnis sollten
 abgeschafft werden»

Das sind einige Titel aus vielen, welche die Diskussion um Wert und Unwert der Notengebung in unsern Schulen mit Schlagzeilen ankünden, kritisch, polemisch, ohne grosse Hoffnungen auf eine Reform, höchstens auf den Wegfall des ersten Herbstzeugnisses oder ein Wortzeugnis in der ersten Klasse.

Seltener melden sich Befürworter der heutigen Beurteilung durch Ziffern zum Wort. Am 10. 3. 81 brachte das «Tages-Anzeiger-Magazin» einen «Versuch zur Ehrenrettung der Schulnoten», obwohl das vielgelesene Magazin sich bis jetzt gescheut hat, für eine Zeugnisreform einzutreten. Erst viel später – am 28. 1. 82 – präsentierte der «Tages-Anzeiger» mit einigem Erstaunen das Resultat einer Umfrage in der Stadt Zürich und ihrem Einzugsgebiet, wonach 70% von 600 befragten Personen auf der Unterstufe Wortzeugnisse wünschen.

Der Verfasser der Ehrenrettung, Karl Weber, Soziologe im Sekretariat des Schweizerischen Wissenschaftsrates, vertritt die Ansicht, solange die Wirtschaft auf die Selektion angewiesen sei, müsse auch die Schule selektionieren, wozu Noten nötig seien. Das sei immerhin noch besser als die nachträgliche Se-

lektion durch «undurchsichtige Eignungstests und Psychotechnologie» der Wirtschaft. Von vier Lesern antworteten deren drei negativ, darunter auch die Freie Volksschule Zürich-Trichtenhausen, die ihren Schülern keine Zeugnisse gibt. In den Briefen ist die Rede von «Selektion aufgrund unwichtiger Fähigkeiten, vom Schwindel mit messbaren Prüfungen, von Notendurchschnitten mit zwei Dezimalstellen, von der Not sensibler Sechstklässler vor Aufnahmeprüfungen und vor Drohungen der Eltern und Lehrer bis zum Tatbestand der wegen schlechten Noten davongelaufenen oder gar in den Suizid geflüchteten Schüler. «Dagegen verteidigte ein Kantonsschullehrer den Verfasser mit dem Hinweis, die vielzitierte Mahnung Pestalozzis, man dürfe ein Kind nur mit sich selber, aber niemals mit andern Kindern vergleichen, sei in einer Zeitepoche mit «komplizierteren Verhältnissen» gefallen. Auch eine im September 1981 ausgestrahlte Radiosendung, die von einer Lehrerin, einem Schulpsychologen und einem Juristen bestritten wurde, erwähnte wohl die Rudolf-Steiner-Schulen, die bekanntlich keine Notenzeugnisse abgeben, aber sprach sich für die Beibehaltung des bisherigen Beurteilungssystems aus. Eine Humanisierung müsse zwar angestrebt werden, aber ohne Abschaffung des üblichen Zeugnisses.

Erwähnenswert ist ein Postulat des CVP-Kantonrates Thomas Geiges, Herrliberg, das für die drei Klassen der Unterstufe die Abschaffung der Zeugnisse vorschlug. Das kantonal-